

Wir sind nie kontingent gewesen

Der buchdruckende Affe

Kaum etwas bringt das Selbstverständnis der Moderne besser zum Ausdruck als die Metapher vom "buchdruckenden Affen", dem es zufällig gelungen ist, bedeutungsvolle Zeichen aufs Papier zu bringen. Mit seinem Bild des absichtslos schreibenden Affen wollte der Barockdichter Daniel Wilhelm Triller noch der Befürchtung entgegentreten, „dass durch Zufall sich die Welt selbst in Ordnung hergestellt“ haben könnte. Anders als vom Dichter beabsichtigt, hat Trillers fiktiver Affe jedoch mitgeholfen, die Angst vorm Zufall zu bannen. Er wurde zum Garanten einer übermütigen Freiheit, die unmöglich war, solange der Mensch die Figur in einem von welcher Instanz auch immer verfassten Stück abzugeben hatte.

Zwar sorgte die Überzeugung, dass das Buch der Natur in mathematischer Sprache verfasst sei, schon seit Beginn der Neuzeit für einen erheblichen Freiheitsschub. Doch die Rolle es als Leser zu verstehen und die niedergeschriebenen Gesetzmäßigkeiten für eigene Zwecke nutzen zu können, wurde dem Menschen noch vom göttlichen Autor auf den Leib geschrieben. Erst der Verzicht auf diesen Autor brachte der Moderne ihre vollständige Freiheit. Denn die bis dahin noch von Gott erlassenen Naturgesetze wurden durch diesen Verzicht zu absichtslos entstandenen Regelmäßigkeiten, die der Mensch für eigene Zwecke nutzen konnte. Seitdem war für die Moderne keine Legitimation einer transzendenten Instanz mehr nötig.

Zuerst arbeiteten sich noch einige grüblerische Geister am rätselhaften Charakter dieser absichtslos entstandenen Gesetze und den von ihnen bestimmten Regelmäßigkeiten ab, doch die Erfolge der Moderne ließen derartige Fragen größtenteils vergessen. Auch als Anfang des 20. Jahrhunderts die Erkenntnisse der Physik nahelegten, die Trennung der Rationalität vom beobachteten Phänomen zu über- und deren Wechselwirkung zu bedenken, führte das meist nur zu umständlichen Reflexionen, während die neuen Erkenntnisse längst in technische Anwendungen übersetzt

wurden. Seit jedoch das Bewusstsein für die Selbstgefährdungen der Moderne zunimmt und sich die Zweifel am Erfolgsrezept der Moderne mehren, häufen sich auch wieder die Fragen nach den natürlichen Regelmäßigkeiten. Sie betreffen allerdings meist nicht die Eigentümlichkeit ihrer absichtslosen Entstehung, sondern lediglich den vermeintlichen modernen Hochmut im Umgang mit ihnen. Gegen diesen werden dann etwas hilflos Werte wie Bescheidenheit, Gemeinsinn und Verzicht in Anschlag gebracht. Wird die absichtslose Entstehung von Regelmäßigkeiten jedoch in den Blick genommen - inklusive der Entstehung der Rationalität selbst - führt das zu einem irritierenden Verdacht: Zwar hat der souveräne Umgang mit dem Zufall die Erfolge und die Freiheit der Moderne erst ermöglicht, doch vielleicht nur weil etwas viel Grundlegenderes domestiziert wurde: Kontingenz.

Die domestizierte Kontingenz

Anders als der Zufall ist Kontingenz weder berechenbar noch prognostizierbar. Der Zufall „wählt“ lediglich aus einem abgezählten Set von Möglichkeiten. Kontingenz bezeichnet dagegen die Singularität einmaliger Ereignisse – wie das Faktum, dass es überhaupt ein Set von Möglichkeiten gibt, aus denen sich Regelmäßigkeiten „erwürfeln“ lassen. Im Rationalisierungsprogramm des Erkennens und Kontrollierens von Regelmäßigkeiten konnte die nicht prognostizierbare Singularität der Kontingenz daher nur stören – Grund genug sie zu domestizieren.

Ihren Ursprung hat die Domestizierung der Kontingenz allerdings schon weit vor der Moderne. So beginnen fast alle Weltentstehungsmythen mit einem Prolog, in dem das Chaos, das Ungestaltete, die Kontingenz die Bühne bereiten, bevor das Schauspiel der Welt anhebt. Doch allen Geschichten über den blinden Fleck des Anfangs – bis hin zum Urknall in der modernen Astrophysik - ist auch gemeinsam, dass sie dieses singuläre Ereignis sogleich zugunsten vielfältigster Figuren, Bühnenbilder und Handlungsverläufe verdrängen.

Die Zumutungen singulärer Kontingenz dadurch zu bewältigen, dass sie zum Startpunkt allen Geschehens erhoben wird, ist schon ein beachtliches Husarenstück. Denn was lediglich den Startpunkt bestimmt, übt im weiteren Geschehen keine Macht mehr aus. Diese wird vielmehr von Einzelwesen übernommen, die sich, wenn das Schauspiel einmal begonnen hat, aneinander abarbeiten – Geister, Götter, Menschen, Tiere, Pflanzen und Naturgewalten. In der Moderne schließlich hat der Mensch die Bühne endlich für sich alleine. Lediglich das naturgesetzlich determinierte, durch keine absichtsvollen Mächte mehr gestaltete und dafür vermeintlich umso stabilere Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit bestimmt noch den Rahmen fürs menschliche Handeln.

So lautete also das Kalkül des fast perfekten Quidproquo von Kontingenz und Zufall: Was interessiert die Kontingenz des Weltanfangs und was der unklare Status der Naturgesetze, wenn es gelingt, das Geschehen in der Welt zu berechnen, vorherzusagen und nach eigenen Absichten und Zwecken zu beeinflussen? Das Großprojekt der Zivilisation konnte seinen Gang gehen: die Befreiung der Kultur von der Natur und die Stabilisierung von Singularitäten durch die Domestizierung der Kontingenz. Die Sache hatte nur einen Haken: Je berechenbarer der Zufall wird, umso weniger kann er Freiheit garantieren. Sie braucht die Unberechenbarkeit der Kontingenz. Seit Kant wurde dieses Dilemma dadurch aufgelöst, dass Freiheit sich – von der Vorsehung einer absichtsvollen Natur gelenkt – lediglich allmählich und nur im Leben der Gattung verwirklichen sollte und zwar indem die Natur ausgerechnet mit egoistischen Eigenschaften wie „Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht“ ihr ebenso disziplinierendes wie freiheitsstiftendes Werk vollbringt.

Bis ins 20. Jahrhundert setzte die Moderne noch auf einen derart trickreich geplanten und gesetzmäßigen Prozess des Fortschritts – mit allen Konsequenzen, wenn Einzelne oder Institutionen meinten, Fortschrittsplan und Gesetzmäßigkeiten entziffern und umsetzen zu können. Gleichzeitig fand allerdings auch die Evolutionstheorie immer mehr Anhänger, weil sie endgültig ohne absichtsvolle, den Weltlauf lenkende Mächte

auskam. Wir mögen zwar – heißt es seitdem nüchtern - mitsamt unserer Rationalität lediglich im Zusammenspiel von Mutation und Selektion entstanden sein, doch verschaffen uns unsere in der Evolution erworbenen Fähigkeiten einen offensichtlichen Selektionsvorteil – nicht nur gegenüber anderen Lebensformen sondern auch und vor allem im Bereich der gesellschaftlichen Entwicklung. Seitdem werden Wettbewerb, Konkurrenz und Erfolg als vermeintlich absichtslose Prinzipien natürlicher Evolution - wieder unter Indienstnahme egoistischer Antriebe - zu einem Fortschritt und Freiheit versprechenden gesellschaftlichen Gesetz umdefiniert. Kurzum: das stabile Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit widersprach nach all diesen Kunstgriffen ganz und gar nicht dem modernen Freiheitsverständnis – im Gegenteil: „Wir vermögen nichts gegen die Naturgesetze“ – doch diese bieten uns "unbegrenzte Möglichkeiten (...) wir vermögen nichts gegen die gesellschaftlichen Gesetze" – aber "wir sind vollkommen frei"¹, lautet für Bruno Latour das ungereimte Selbstverständnis der Moderne.

Ohne Frage findet die Ungereimtheit der Moderne gegenwärtig einen weiteren Höhepunkt. Auf der einen Seite meint der buchdruckende Affe sich im Zeitalter von Big Data in einen allwissenden laplaceschen Dämon verwandeln zu können. Auf der anderen Seite häufen sich unkontrollierbare, unvorhergesehene und unbezweckte Ereignisse. Wie hängt das zusammen? Bedrohen ausgerechnet jene Fähigkeiten, mit denen wir Regelmäßigkeiten erkennen, Wahrscheinlichkeiten prognostizieren und unsere Freiheit absichern wollten, das Projekt der Moderne? Haben wir die vertrackte Fähigkeit entwickelt, uns mathematisch exakt zu irren? Und schleicht sich die verdrängte, doch für die Freiheit so notwendige Kontingenz ausgerechnet in Gestalt nichtbezweckter Neben- und Spätfolgen aus dem blinden Fleck des Anfangs mitten ins Geschehen zurück? Angesichts der vertrackten Mischung aus Unkontrollierbarkeit und vollständiger Kontrolle wird jedenfalls das Dilemma der Moderne deutlich: Kontingenzbewältigung wie bisher betrieben, verschärft die Selbstgefährdung der Mo-

¹ Siehe Bruno Latour, Wir sind nie modern gewesen, S. 48 und 52.

derne verschärfen. Wird sie jedoch in Frage gestellt, wächst die Gefahr, mühsam errungene Freiheitserfolge zu verlieren. Was also tun?

Das Leitprinzip der Moderne

Am „einfachsten“ wäre es sicherlich die Moderne würde ihre ungereimte Selbstlegitimierung hinter sich lassen, um sie gleichzeitig – wiederum trickreich - aufrechtzuhalten. Das hatten wir allerdings schon einmal... Darin bestand ja das verwirrende Programm des Absoluten Idealismus – genauer Hegels. In doppelter Negation sollte der Geist die Volte seiner Selbstlegitimierung – in Theorie und Praxis, kollektiv wie individuell - vollziehen und dadurch seinen Selbstwiderspruch mitsamt der Trennung von Subjekt und Objekt „aufheben“. Zu welchen Katastrophen dieses Programm im 20. Jahrhundert mit beigetragen hat, ist hinlänglich bekannt. Nicht von ungefähr war das Verblässen aller Ideologien die desillusionierte Reaktion darauf.

An deren Stelle trat - ja was eigentlich: die Vorstellung, Erzählung, Metapher oder doch Ideologie von interagierenden Verursachungs-, Wirkungs- und Rückkoppelungsnetzen, mitsamt dem Menschen als einem Lebewesen, das endlich seinen Frieden damit gemacht hat, dass ihm in diesen Geflechten die Fähigkeit zum bewussten Selbstbezug und zur Intentionalität nur zufällig entstanden ist. Wie bescheiden erscheint diese Erklärung, wie unspektakulär und unideologisch: keine Rede mehr von transzendenten Instanzen, vom Buch der Natur, exklusiven Lesefähigkeiten, buchdruckenden Affen und der Trennung oder Hierarchie von Subjekt und Objekt. Und noch dazu liefert das Netzwerkmodell eine einfache Antwort auf die Frage „was tun?“ Denn die Erfolgsmuster der Moderne scheinen auch bei der Lösung ihrer Selbstgefährdungsprobleme zu unterstützen – wenn man nur etwas aufmerksamer für systemische Zusammenhänge, Folge- und Nebenwirkungen – kurz nachhaltiger agiert. Doch verbirgt diese unideologische Bescheidenheit eben gerade jene Instanz, mit der die Moderne von Beginn an Kontingenz domestizierte und ihre Erfolge legitimierte: das Prinzip der Selbsterhaltung.

Dieses Prinzip wirkt zwingender als alle seine ordnungsstiftenden Vorläuferinstanzen. Mehr geht nicht. Es zwingt Realisten, Konstruktivisten, Neodarwinisten, Naturalisten, Postfundamentalisten, Neoliberale und selbst Kreationisten gleichermaßen. Es besitzt die Macht sowohl Natur als auch Gesellschaft in eine Ordnung zu zwingen. Es regelt jegliche Entwicklung in der Natur, fungiert aber auch als letzte Erklärungs- und Entscheidungsinstanz gesellschaftlichen Geschehens. Hier zwingt es Neoliberale, die auf individuelle Selbstbehauptung pochen und ökologisch orientierte Linke, die gelingende Selbstbehauptung - idealiter der Menschheit oder gar des Ökosystems der Erde insgesamt - an eine allumfassende Verbundenheit koppeln. Damit wird dieses Prinzip zu jener absichtslosen Kraft, die das natur- und kulturübergreifende Geflecht interagierender Wechselwirkungen, keinen Widerspruch dulden, zusammenhält und auch in den Selbstgefährdungsszenarien der Moderne die Richtung zur Problemlösung weist. Mit diesem Konstruktionsprinzip hat die Moderne ein Legitimations- und Entscheidungskriterium, das den transzendenten Instanzen der Vormoderne in allen Belangen überlegen ist. Wirkmächtig, übergreifend und auch für den laplaceschen Dämon eine eindeutige Entscheidungshilfe – Gaia statt Gott...

Warum bloß ist es so schwer die Absichtslosigkeit von Regelmäßigkeiten freizulegen, ohne wieder in Absichten – und sei es eben der Selbsterhaltung - zu landen? Warum hat der Abschied von den transzendenten Instanzen der Vormoderne die Kontingenz bisher nicht greifbarer gemacht? Warum sind wir noch nie kontingent gewesen? Warum überließen wir es dem Konstruktionsprinzip der Selbstbehauptung, den natürlichen und den gesellschaftlichen Raum zu strukturieren? Und schließlich, wie konnte dieses Prinzip überhaupt so wirkmächtig werden? Nur weil Lebewesen überraschender Weise dazu tendieren sich selbst zu erhalten - eine Neigung im Übrigen die von der noch wunderlicheren Tendenz begleitet wird, dass sie altern und sterben?

Die Erklärungskraft des Selbstbehauptungsprinzips hat wohl weniger mit der Unwiderstehlichkeit des Überlebenstriebes zu tun als mit der Aus-

sicht, durch seine trickreiche Anwendung das Freiheitsversprechen der Kontingenz einzulösen und gleichzeitig ihre Unberechenbarkeit zu domestizieren. Denn es verspricht Freiheit *und* Berechenbarkeit: Freiheit in Gestalt von Autopoiesis und Autonomie; Berechenbarkeit, weil alle Einzelwesen sich sicher sein können, dass es alle auf das gleiche abgesehen haben: Selbstbehauptung. Wie immer Einzelwesen auch angefangen haben mögen, einmal entstanden, bewirken und bezwecken sie sich selbst in einem zwingenden Zirkel. Weder notwendig noch unmöglich, aber vollkommen berechenbar.

Die Schwachstelle der domestizierten Kontingenz lag – keiner hat das klarer gesehen als Kant – nicht in der Unberechenbarkeit, sondern in der Freiheit: Wie sollen aus rücksichtslos ihre Selbsterhaltung verfolgenden Einzelwesen Individuen werden, die wechselseitig ihren Wunsch nach Autonomie respektieren? Kant versuchte mit dem Imperativ des Sittengesetzes darauf eine Antwort zu finden. Es war wohl seine Skepsis der menschlichen Einsichtsfähigkeit gegenüber, die ihn dabei auf die Vorsehung einer absichtsvollen Natur hoffen lassen musste. Nach deren Verabschiedung blieb das – für Kant lediglich im „trostlos Ungefähr“ einer „zwecklos spielenden Natur“ liegende – Selbstbehauptungsprinzip der Evolution als Erklärung sozialer und natürlicher Ordnung übrig. Jegliche Regelmäßigkeit beruht seitdem nur mehr auf der zufällig entstandenen Fähigkeit von Einzelwesen, sich in ihren Umwelten zu erhalten. Gegen diese Argumentation ist schwer anzukommen, auch nicht aus einer Perspektive, die auf Verständigung, Kommunikation und intersubjektiv auszuhandelnde Normen und Werte setzt. Wie im Wettstreit zwischen Hase und Igel ist das Prinzip der Selbsterhaltung auch für gelingende Verständigung und Kooperation als Letztbegründung immer schon parat.

So sind die Dinge nun einmal

Mit einem schulterzuckenden „so sind die Dinge nun einmal“ beschränkt sich die Moderne seitdem auf die Erklärung alles Wirklichen durch ein Prinzip, das Wirkursache und Zweckursache zugleich ist. Sie findet ihre

Souveränität darin, sich jeden Wunsch nach einem Verstehen, das über diesen Zirkelschluss hinausgeht, als irrational zu verbieten. Was in den „black boxes“ sich selbst erhaltender Einzelwesen oder Systeme vorgeht, ist – so Niklas Luhmann – weder von außen noch von innen verstehbar. Doch darauf kommt es auch gar nicht an, denn im Verhältnis zueinander „unterstellt (jede black box) das gleiche der anderen“ (156), nämlich „leere, geschlossene, unbestimmbare Selbstreferenz“. Damit ist die Kontingenz ins Innere der Systeme und Einzelwesen eingewandert. Bezogen auf ihren ersten Verbannungsort – den Startpunkt allen Geschehens – konnte man sich nie sicher sein, ob es nicht doch von einer absichtsvollen Instanz gewollt wurde. Eingebannt in die black boxes selbstreferentieller Systeme, ist die „Unzumutbarkeit“ (Luhmann) der Kontingenz dagegen viel effektiver domestiziert, auch und vor allem für die black boxes selbst. Sie bereitet nur noch die Bühne einer Welt, in der jeder die Erfahrung macht, dass alle die Erfahrung machen, dass jeder sich in ihr behaupten muss.

Solange dieses Prinzip funktioniert, muss es akzeptiert werden und solange es akzeptiert wird, kann nichts anderes funktionieren. Wie groß seine zwingende Kraft ist, wird klar, wenn seine Risiken gesehen und die Selbstgefährdungen der Moderne als solche erkannt werden. Dann wächst zwar die Einsicht, dass sich „die schrecklichen Kinder der Neuzeit“ (Sloterdijk) im Bemühen ihre Autonomie zu vergrößern und ihre „unzumutbare“ Kontingenz berechenbar zu machen, zunehmend selbst gefährden. Doch auf den Rückkopplungseffekt konkurrierender und sich wechselseitig verstärkender Singularität, auf die „Expansion durch Selbstverstärkung“ (Sloterdijk 198), wird wiederum nur mit einem schulterzuckenden „so sind die Dinge nun einmal“ reagiert.

Während der Erfolgsgeschichte der Moderne fiel der Preis für die Domestizierung der Kontingenz noch nicht sonderlich ins Gewicht. Im Gegenteil, ihr Preis war nichts, was die Moderne zu entrichten, sondern was sie – als Freiheitsgewinn – zu erringen hatte. Vor dem Hintergrund ihrer Selbstgefährdung wird jedoch klar, womit die Moderne für ihr Bemühen Kontingenz zu domestizieren aufzukommen hat: Gesellschaftlichkeit muss

als rat race eines sich stetig verschärfenden Wettbewerbs um Selbsterhaltung konstruiert werden und kann nicht als aus der Begegnung von Singularitäten sich bildende Einmaligkeit entstehen gelassen werden.

Was für eine traumatische Belastungsstörung, könnte man sagen, steckt für die Moderne darin, Freiheit und Berechenbarkeit nur durch den Zirkel der Selbstbehauptung ausbalancieren zu können. Miteinander wettstreitende Einzelwesen, expansive Wirkungs- und Rückkopplungsnetze bildend, das ist alles, was sie wahrzunehmen und was sie hervorzubringen in der Lage ist. Und so ist es kein Wunder, dass erfolgreiche Selbstverstärker – mögen das Individuen oder Institutionen sein - keine anderen Regularien als die zur Autonomie zwingenden Gesetze des Wettbewerbs akzeptieren und sie gar - hat man Margret Thatchers lakonische Äußerung noch im Ohr - der Gesellschaft überhaupt absprechen zu existieren („There is no such thing as society“). Ebenso wenig ist es verwunderlich, dass immer wieder das Gespenst fundamentalistischer Gemeinschaftlichkeit auftaucht, das vor den Zumutungen von Autonomie und Unberechenbarkeit gleichermaßen schützen soll. Und schließlich gibt es nach wie vor jene grüblerischen Geister, die über das „unmögliche Objekt“ einer kontingenten Gesellschaft nachdenken und über die Frage, was es denn eigentlich ist, „was sie zu *sein* hindert“ (Oliver Marchart, 338).

Das Einmalige wiedererkennen

Die Antwort liegt auf der Hand: Die stets aufs neue sich bestätigende Notwendigkeit zur Selbstbehauptung macht kontingente Gemeinschaftlichkeit unmöglich. Was zu deren Entstehung fehlt, wird vermissbar, wenn gedanklich das Leitprinzip der Selbstbehauptung suspendiert wird. Natürlich ist es nur kontraintuitiv möglich, sich handelnde Einzelwesen ohne das „verbindende Muster“ (Gregory Bateson) der Selbstbehauptung vorzustellen. Doch gelingt dies, kann das filigrane Geflecht interagierender Verursachungs-, Wirkungs- und Rückkoppelungsnetze – immer noch nur in Gedanken – selbst als „verbindendes Muster“ verstanden werden und alles, was sich ereignet oder was Handelnde tun, als ein weder notwendiger

noch unmöglicher Prozess wechselseitigen und rückkoppelnden Aufeinanderwirkens. Derart aufeinander Einwirkenden die Absicht der Selbsterhaltung zu unterstellen, erscheint dann genauso abwegig wie fallendem Schnee die Absicht, den Erdboden mit weißen Flocken bedecken zu wollen. Auf diese Weise wird Kontingenz nicht mehr an den Startpunkt allen Geschehens und auch nicht ins Innere von Einzelwesen verbannt. Als „reine Verbindungsfähigkeit“ (Michael Hampe, 401) wird sie selbst zum Verbindungsmuster interagierender Verursachungs-, Wirkungs- und Rückkopplungsnetze.

Contingere bezeichnet dem Wortsinne nach das Sich-Berühren dessen, was sich weder notwendig noch unmöglich begegnet. Wenn derart sich Begegnendes die Tendenz zur Selbsterhaltung entwickelt – in Gestalt von Molekülen, Organismen, Beziehungen, Institutionen, Biographien, Gewohnheiten usw. – ist es jedoch ein Unterschied aufs Ganze, an welcher Stelle sich Selbstbezüglichkeit, Selbstbewusstsein und Identität kristallisieren: an den konkreten Verbindungen und deren Tendenz sich zu erhalten oder an der Verbindungsfähigkeit selbst. An welcher Stelle sich Identität kristallisiert, entscheidet darüber, ob konkrete Verbindungen zum Zweck der Verbindungsfähigkeit oder zu ihrer *Nebenwirkung* werden.

C.F.v. Weizsäcker hat die Frage formuliert, ob „sich eine einmalige Situation wieder erkennbar beschreiben (lässt)“. Wenn sich Selbstbezüglichkeit und Identität an der Fähigkeit Verbindungen einzugehen kristallisieren, kehrt sich diese Frage um: Lässt sich das Einmalige der Kontingenz an Regelmäßigkeiten und Pfadabhängigkeiten wiedererkennen?

Nach wie vor gilt, Kontingenz als „reine Verbindungsfähigkeit“ zu verstehen, ist vorerst nur als Gedankenspiel möglich. Nur hier (im Sinne eines „denken wir uns...“) zeigt sich die nicht notwendige, aber auch nicht unmögliche Option reflexiver Verbindungsfähigkeit ohne den zwingenden Zirkel der Selbstbehauptung.

Nun kann man sich in der Welt der Theorie möglicherweise zwar vorstellen, wie Gesellschaft ohne diesen Zirkel funktionieren könnte, aber lästiger Weise tut sie es nicht. Der Beobachter, der Kontingenz nicht do-

mestizieren will, kann sich zwar denken, dass seine „Operationen (...) sich ihrem Wesen nach nicht von denen unterscheiden, wie sie sich (...) in der Welt abspielen“, (Lévi-Strauss, S.184), doch wenn er in den gesellschaftlichen Systemen handelt, kümmert ihn das wenig. Er hat, um sich selbst zu behaupten - da ist er wieder, der zwingende Zirkel - schlicht deren Operationen und Pfadabhängigkeiten zu folgen und nicht den Einmaligkeiten einer womöglich nur gedachten Kontingenz. Wenn angesichts des Gefährdungspotentials dieser Pfadabhängigkeiten die Frustration über deren Robustheit wächst und gleichzeitig das Vertrauen in die Robustheit natürlicher Regelmäßigkeiten schwindet, wird es jedoch einfacher, das Einmalige sowohl in gesellschaftlichen Pfadabhängigkeiten als auch in natürlichen Regelmäßigkeiten zu erkennen und die Welt als "Experiment im Originalmaßstab" (Latour) zu nehmen.

Auf den ersten Blick erscheint es zwar abwegig in einer Welt agieren zu wollen, in der Kontingenz die Regel und nicht singuläre Ausnahme wäre. Wie sollte in einer solchen Welt die Errungenschaft moderner Autonomie bewahrt und jener Selbstverlust vermieden werden, vor dem die Flucht in die Zivilisation bewahren wollte? Und wie sollte es überhaupt möglich sein, ohne Vereinfachungen, Verkürzungen, Begrenzungen, Reduktionen und Leitprinzipien eine Welt als Experiment im Originalmaßstab gemeinsam mit anderen Einzelwesen in Echtzeit zu gestalten? Auf den zweiten Blick erweisen sich allerdings eher diese Fragen als abwegig. Denn diese Welt gibt es längst. Zumindest wird die globale Zivilisation in Wechselwirkung mit den globalen Ökosystemen ja immer häufiger genau so wahrgenommen: als ein umfassendes Verursachungs- und Wirkungsnetz - kontingent, einmalig, redundanzfrei, äußerst fragil und robust zugleich. In dieser Welt Selbstbehauptung nicht mehr als Zweck sondern als Nebenwirkung der Verbindungsfähigkeit zu verstehen, sollte um so leichter fallen, je ungeeigneter sich deren Zirkel für ihre eigene Erhaltung erweist.

„Die Welt der Theorie stellt auf breiter Front von Substanz auf Relation um“, schreibt Peter Sloterdijk und ergänzt, dass „der Relationalismus

(...) die unbeendbare Verhandlung zwischen den Agenturen der Treue und denen der Untreue (ist). Noch nie haben das Gebundene und das Ungebundene so sehr auf Augenhöhe verhandelt“(481). Gut möglich, dass die Verhandlung um die es hier geht, zur Auswilderung der domestizierten Kontingenz führen kann. Auf dem Weg dahin hätten sich „die schrecklichen Kinder der Neuzeit“ auf jeden Fall zwei Einsichten zu stellen: Von der einen meinten sie sich in ihrem Übermut längst befreit zu haben, nämlich der lange nicht mehr erhofften, sondern eher befürchteten Möglichkeit, dass es bezogen auf das Geflecht der Gebundenheit durchaus Kriterien geben könnte, an denen sie ihr Denken und Handeln „in Treue“ zu orientieren hätten. Die andere Einsicht zeigt sich darin, dass diese Kriterien alles andere als vorgegeben, sondern permanent in Entstehung – eben in „unbeendbarer Verhandlung“ - begriffen sind. An dieser Verhandlung teilzunehmen gelingt nur, wenn die „Treue“ zu den Kriterien der Gebundenheit ergänzt wird durch die Untreue zu ihnen - was für ein spannendes Dilemma...

Die Kluft

Geführt werden kann diese Verhandlung nur am Ort kontingenter Begegnung. Hat man diesen Ort einmal im Blick - als „ontologische Kluft“ (Sloterdijk), als „Hiatus (...) eines Schritts, eines Sprungs, einer Schwelle im gewohnten Lauf der Dinge“ Latour 73) - zeigt sich die ganze Ironie der Moderne: ausgerechnet im Bemühen um Unabhängigkeit knüpft sie immer intensiver mit am Netz wechselwirkender Beziehungen – solange womöglich bis es gelingt, uns zur Gewohnheit werden zu lassen, in jedem Ereignis, in jeder Regelmäßigkeit und in jeder Verbindung die Kluft der Kontingenz selbst zu "berühren".